

Driving Home

Weihnachtsgeschichten

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3810

Driving Home ... for Christmas. Einmal im Jahr fahren Heerscharen gestandener Großstädter zu ihren Eltern, um sich – Widerstand zwecklos – wieder in Söhne und Töchter zu verwandeln. Es erwarten sie: eherne Rituale, das alte Kinderzimmer, abendliche Treffen mit anderen Heimkehrern, die auch nicht jünger werden. Und eine Befangenheit, die erst verfliegt, wenn sie anderen davon erzählen und den Druck schön anekdotisch verpuffen lassen können – bis zum nächsten Jahr. Die Geschichten in *Driving Home* fangen die Gefühle in Verbindung mit der weihnachtlichen Heimfahrt in leichten, bitteren, ironischen, nostalgischen und manchmal auch ganz anderen Klangfarben ein – ein unterhaltendes und geistvolles Lesebuch mit Originaltexten von Natalie Balkow, Paul Brodowsky, Guy Helminger, Kathrin Passig, Jagoda Marinić, Thees Uhlmann, Kevin Venne-
mann und vielen mehr.

Driving Home

Weihnachtsgeschichten

Herausgegeben
von Jörn Morisse
und Stefan Rehberger



Suhrkamp

4. Auflage 2016

Erste Auflage 2006

suhrkamp taschenbuch 3810

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2006

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-45810-5

Inhalt

| | | |
|-----------------------|-----|--|
| Stefan Rehberger | 7 | Ein Drittel Weihnachten |
| Natalie Balkow | 15 | Der Wunsch meines Vaters |
| Jagoda Marinić | 23 | Schwarzweiße Weihnacht |
| Paul Brodowsky | 31 | Heiligabendprotokoll, annotiert |
| Sonja Müller | 34 | Weihnachten in Wanne-Eickel |
| Guy Helminger | 48 | Gespräch im November |
| Kathrin Passig | 60 | 24. 12. 1975-2005 |
| Kevin Vennemann | 68 | Daß Sturmwart Kupel |
| Miriam Stein | 76 | Weihnachten allein zu Haus |
| David Wagner | 86 | Fischaugenblicke |
| Rebecca Niazi-Shahabi | 88 | Jüdische Weihnachten |
| Jan Brandt | 98 | Gottesdienst für Martin Janssen |
| Simone Will | 115 | Videoabend |
| Christian Y. Schmidt | 121 | Weihnachten 2000 |
| Thees Uhlmann | 138 | The Wall |
| Ulrike Sterblich | 146 | Weihnachten in Berlin |
| Linus Volkmann | 150 | Ich bin bereit, in vernünftigen Grenzen Gutes zu tun |
| Reimund Spitzer | 155 | Ins Weiß |
| | 166 | Die Autorinnen und Autoren |

Stefan Rehberger * Ein Drittel Weihnachten

»Kommst du denn an Weihnachten?«

Die Stimme meiner Mutter am Telefon schleicht sich an wie ein getretener Hund. Mit eingezogenem Schwanz, den Kopf gebeugt und den Blick scheu erhoben schaut sie mich aus leicht geröteten Augen an. Meine Mutter sitzt auf der Treppe im Flur, der Lautsprecher des Telefons ist angeschaltet, mein Vater steht zwei Schritte entfernt und hört mit vor Konzentration verkniffenem Gesicht zu.

»Natürlich komme ich, Mama.«

»Ich dachte ja nur, vielleicht willst du ja nicht kommen.«

Was habe ich ihnen angetan? Ich komme jedes Jahr. Weihnachten! Es ist doch Weihnachten. Die Familie. La Famiglia.

La Famiglia besteht aus meinem Vater, meiner Mutter und mir. Keine Geschwister, keine Großeltern, Tanten und Onkel, Cousins und Cousinen feiern alle selbst mit ihren Klein- und Kleinstfamiglias, kein Hund, keine Katze. Um so größer ist rein rechnerisch mein Anteil: ein Drittel. Ganz schön groß, aber natürlich kleiner als zwei Drittel, meine Eltern nämlich, die seit 50 Jahren in Niederhöchstadt wohnen, einem kleinen Ort vor Frankfurt, und davon seit über 40 Jahren im gleichen Einfamilienhaus, das sie aus Anlaß der Familiengründung selbst bauten. Eine wesentlich andere Familiengewichtung können sie schon damals nicht im Sinn gehabt haben, denn das Haus ist von der Wohnfläche etwa so groß wie meine Berliner Wohnung, und wenn ich dort Besuch habe von meiner Freun-

din und ihrem Hund, ist es auch schon voll. Noch so eine Ein-Drittel-Zwei-Drittel-Konstellation.

Zwei Drittel sind eine ordentliche Mehrheit. Im Bundestag kann man damit das Grundgesetz ändern oder die Kanzlerin per Mißtrauensantrag stürzen. Aber das liegt meinen Eltern fern. Sie sind eine Art ewiger großer Koalition. Oder vielleicht doch eher das Traumergebnis der CSU in Bayern. Also nichts mit Umsturz. Hätte ich noch Geschwister, zum Beispiel drei, wäre die Situation genau umgekehrt: vier Sechstel gegen zwei Sechstel. Oder wenigstens einen Bruder oder eine Schwester. Dann hätte man ein Patt und könnte mit wechselnden Mehrheiten arbeiten. Aber so. Vielleicht sollte ich mir auch ein Haustier zulegen. Das könnte ich dann an Weihnachten mit zu meinen Eltern nehmen.

Aufstehen um neun, Frühstück, sechs Stunden Fahrt (über Leipzig und Eisenach; Baustellen und Details der Strecke versuche ich mir zu merken, denn mein Vater ist Landkartenfan und fragt jedes Mal nach).

Ich komme meist zur Teezeit, und die Eltern sehen mich aus dem Wintergarten auf der Straße vorfahren.

»Da kommt er.« Meine Mutter ist schon aufgestanden und eilt zur Tür.

»Was ist das Auto so dreckig«, wird wohl der erste Satz meines Vaters sein.

Ich habe kaum geklingelt, als meine Mutter schon öffnet. Wie klein sie jedesmal wieder ist.

»Was er so groß ist!«

Ich stelle den Koffer im Flur ab. Auch mein Vater hat sich mittlerweile aus dem Gartenstuhl geschält und kommt etwas ungenlenk heran, Arthrose in den Knien. Das wird nicht besser.

»Wir trinken gerade Tee, aber es ist noch was vom Mittagessen da.«

Die Tür zum Wohnzimmer steht auf, auf dem Eßtisch im Wintergarten flackert hinter Sternen das Stövchen. Wir sitzen auf den hölzernen Gartenmöbeln, um uns herum wuchernde Pflanzen: ein Ficus Benjamini, eine Palme, ein Zitronenbäumchen, aus dem Wohnzimmer dudelt weihnachtliche Chormusik herüber, unterbrochen von der sonoren Stimme des Radiomoderators. Auf der Straße kommen Familien von ihrem nachmittäglichen Spaziergang zurück, im Vorbeigehen schauen sie zu uns herüber. Vater, Mutter, Kind, Hund. Vater, Mutter, Kind, Kind. Vater, Mutter, Kind, Großvater, Großmutter. Wir sitzen wie in einem Guckkasten. Man grüßt sich.

»Wir haben's doch schön hier, oder?«

»Jetzt erzähl erst mal. Wie geht's denn mit der Liane?«

Meine Antwort ist stets knapp. Aber mehr wird auch nicht erwartet. Nachdem ich mich von meiner letzten Freundin getrennt hatte, tröstete meine Mutter mich mit dem Satz: »Du findest auch wieder eine andere.«

»Die Christiane aus deiner Grundschulklasse, die hat neulich geheiratet, den Roland Sommer, der das Installateur-Geschäft hat.«

»Der war neulich da und hat die Heizung neu gemacht. Das hat 10 000 Euro gekostet. – Darum wirst du dich auch mal kümmern müssen.« Mein Vater rührt in seinem Tee. Kling-klong macht der Löffel gegen die Tasse.

»Wir leben ja hoffentlich noch ein bißchen«, wiegelt meine Mutter ab.

Mit dem Teetrinken haben meine Eltern angefangen, als ich von zu Hause ausgezogen bin. Früher war dazu keine

Zeit. Mein Vater kam gegen fünf von der Arbeit, verschlang rasch die Reste des Mittagessens – sofern ich sie nicht vorher aus frecher Freude an seinem Gesicht, wenn er den leeren Topf öffnete, selbst aufgeessen hatte –, zog sich die Latzhose an und ging in den Garten. Seit mein Vater in Rente ist, spätestens aber, seit er die 70 überschritten hat, ist nach dem Tee Feierabend, höchstens im Sommer wird noch ein bißchen gearbeitet, Werkzeug wegräumen, die Beete gießen, Erdbeeren, Kartoffeln, Kohlrabi, Kopfsalat, das Abendessen vorbereiten. Keine Eile.

Ich trinke den Tee aus meiner alten Gänseliesel-Tasse, die so heißt, weil auf ihr ein fröhliches Mädchen mit rundem Kopf mit einem Stöckchen eine kleine Gans vor sich her treibt, während meine Eltern das neue Teeservice benutzen.

Das Service heißt »Monbijou« und ist von Rosenthal.

»Das ist ganz edel. Und es war nicht billig!« protzt meine Mutter gern, und mein Vater macht dazu immer ein säuerliches Gesicht, hinter dem er den Kaufpreis in Werkzeug oder Setzlinge für den Garten umrechnet. Es wurde angeschafft, als es mit dem Teetrinken so richtig losging und man sich mit den alten Kaffeetassen aus den Fünfzigern armselig vorkam, wenn mal Besuch da war. Die Investition liegt zwar mittlerweile 15 Jahre zurück, aber »neu« ist es trotzdem. Ich mag das Service nicht und bestehe auf meiner Gänseliesel-Tasse. Das Jahr über steht sie unbenutzt hinten im Schrank und wird nur herausgeholt, wenn ich zu Besuch bin.

»Hier ist deine Gänseliesel-Tasse.«

Sie könnte auch Rosebud heißen.

Meine Mutter hat mir auf der Schlafcouch das Bett gerichtet. Mein Zimmer ist im Obergeschoß. Die Treppe hinauf hingen früher großformatige Kinderfotos von mir: der Stefan im Kindergarten mit einer orangefarbenen Schirmmütze und einer grünen Kunstledertasche um den Hals für das Pausenbrot. Der Stefan bei der Einschulung mit Tüte und der Stefan bei einer Bergwanderung mit Tirolerhut und Trachtenjacke. Einmal waren die Bilder weg, ersetzt durch Fotos von Blumen aus der Rabatte vor dem Haus. Ein Bild Fuchsien, eines Margeriten, eins Gerbera.

Ich packe meine Sachen aus und lege mich für einen Moment hin. Mein Vater hat sich das Zimmer zum Büro umgestaltet: ein Computertisch »vom Aldi«, ein Schreibtisch, eine Schrankwand aus dem Möbelhaus. Da ich alles, was mir wichtig war, längst mit nach Berlin genommen habe, ist der Blick über die Buchrücken deprimierend: *Geschichte eines Deutschen* von Sebastian Haffner, *Word für Dummies* und *Pflanzen für den Wintergarten*, allesamt Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke von mir. Die Buchrücken sind glatt wie junge Mädchenhaut, die Bücher ungeöffnet. Weiter oben im Regal einige ramponierte Bände aus dem Hause Bertelsmann, die meine Eltern im Wohnzimmer nicht mehr haben wollten: Pearl S. Buck, Johannes Mario Simmel (*Doch mit den Clowns kamen die Tränen*) und natürlich Konsalik. Von mir verblieben sind einige vergessene Exilanten aus ferner Zeit, ein paar Bände Hermann Hesse, Max Frisch, den ich jedes Mal mitnehmen will, *Lust* von Elfriede Jelinek, ein Lexikon zur Weltgeschichte aus dem Kaufhaus, Geschenk einer Tante zur Firmung, und schließlich eine Gesamtausgabe der Schriften von Marx und Engels, die ich bei meiner ersten Reise in die DDR kurz nach der Wende für acht Mark ab-

gestaubt habe und die sich bis heute wacker ihren Platz bewahrt haben. Wahrscheinlich hat die schiere Wucht der 16 Bände meinen Eltern Respekt eingeflößt und sie bis heute vor dem Altpapier bewahrt. Ein Gespenst geht um. Nicht wenig erstaunt war ich, als meine Mutter mich eines Tages auf Jelinek ansprach: ein »unappetitliches« Buch, wie sie sagte. Sie habe direkt einen Underberg trinken müssen.

Unten im Wintergarten, wo mein Vater nach weiteren Plätzchen verlangt und meine Mutter halb beleidigt mahnt, es gebe doch auch gleich schon Abendessen, schließen sich über der dritten Tasse Tee die zwei Drittel meiner Eltern wieder zu einem Ganzen. Wie bei einer angeschnittenen Puddingcremetorte füllt sich die von mir hinterlassene Lücke mit einer dünnen Schicht aus Mutmaßungen und Sorge.

»Er ist ja so dünn geworden.«

»Er läuft immer noch in den alten Jeans rum.«

»Er ist schon wieder so abweisend.«

»Raucht er denn eigentlich noch?«

»Wann er wieder fährt, hat er gar nicht gesagt.«

Wenn ich jetzt runtergehe – nein, ein bißchen noch liegen bleiben, bis zum Abendessen vielleicht –, dann werde ich mich in diesen klebrigen Sorgenpudding setzen. Einen anderen Platz gibt es nicht.

»Oh du fröhli-che-he, oh du seli-ge-he.«

Wir stehen um den Weihnachtsbaum und der steht im Wintergarten. Das ist zwar ein bißchen kalt, aber dafür hält er sich da länger und die Nadeln kann man von den Kacheln ganz einfach wegfegen. Während im Wohnzim-

mer auf dem Teppich, das ist immer eine Sauerei. Der Baum ist eine Nordmantanne, so was wie die S-Klasse unter den Nadelbäumen, zumindest im Weihnachtssegment. Da wir das Lied alle auswendig können, schauen wir uns beim Singen abwechselnd an. Es ist so ein bißchen wie das Finale von *The Good, the Bad and the Ugly*, nur feierlich und ohne Revolver. Zum Glück laufen ab der zweiten Strophe die Textvarianten auseinander und es gibt Grund zu grinsen.

»Hi-himmlische-schie-hienen-u-huns zu ver-eh-herre.«

Bis wir bei »Fro-ho-hoie freue dich!« wieder mit Schwung zusammenkommen. Dann lächelt meine Mutter immer in die Runde. Nach dem letzten Takt kehrt Stille ein. Obwohl ich selbst nicht besonders groß bin, sind meine Eltern noch einen guten Kopf kleiner als ich. Und wenn wir uns jetzt frohe Weihnachten wünschen und uns unbeholfen umarmen, dann schmiegen sich ihre Gesichter für einen Moment in meinen Pullover. Meine kleinen Eltern sehen mich von unten an. Klein und ganz schön faltig. Meine armen Eltern, denke ich.

»Jetzt gibt es aber Geschenke!« ruft meine Mutter und deutet zum Fuß des Baumes. »Oh!« mache ich gespannt und setze mich zum Auspacken hin.

»Das war aber ein kurzer Besuch.« Meine Mutter sagt das jedesmal. Und jedesmal bin ich dann um so froher zu fahren. Es wäre eigentlich so einfach, es nicht zu sagen, und vielleicht würde ich dann ja das nächste Mal nur halb so ungerne kommen. Aber es hilft nichts, darauf zu hoffen. Meine Eltern warten neben dem Auto, bis ich losfahre. Die Route ist klar. Ich sehe sie im Rückspiegel winken, wäh-

rend ich die Straße hinunterfahre. Danach werden sie ins Haus zurückgehen und Tee trinken.

Natalie Balkow * Der Wunsch meines Vaters

Mein Vater hat sich einmal zu Weihnachten eine neue Hand schenken lassen. Das war natürlich kein Überraschungsgeschenk, er hatte sich lange darauf vorbereitet, mit Medikamenten und mental. Er las zum Beispiel Irvings *Die vierte Hand*. Ich las das nicht, ich habe es nicht so mit Irving. Er fand das Buch gut, obwohl am Ende die Hand wieder entfernt wird, wie er mir erzählte: »Simple Story. Mann lernt über neue Hand Frau kennen, entdeckt, daß ihm Frau gefehlt hat, nicht Hand. Also Hand wieder ab, war sowieso die von ihrem Ex, und Frau dran, sozusagen. Schön.« Mein Vater spekulierte, daß die Geschichte in seinem Fall anders ausgehen würde, denn er hatte bereits eine Frau, meine Mutter, die er auf keinen Fall loswerden wollte. Er wollte einfach noch eine Hand dazu, also insgesamt zwei, er wollte Normalität. Aber die war, wie so oft, nicht leicht zu erreichen. Er wartete lange. Und jeden Heiligabend kam irgendwann – nachdem er schlicht verpackte Bücher, CDs oder vielleicht ein After-shave ausgewickelt hatte – der Satz: »Wieder keine Hand.«

Mutter und ich verzogen uns dann in die Küche und ließen Vater und den Mann, der mich begleitete, unter dem Baum sitzen. Mein Vater verstand sich immer bestens mit dem Mann, der mich begleitete. Am liebsten mochte er den Franzosen, der Franzose hatte mir ein Armband aus Jade geschenkt, ich zog es aus und legte es auf die Küchenfensterbank, es war hinderlich beim Spülen und außerdem mache ich mir nichts aus Schmuck, das konnte er nicht wissen, ich hatte es ihm nie gesagt. Wir waren am Heiligabendmorgen in Paris losgefahren, und

er hatte leise lächelnd ein flaches Schächtelchen in seine Jackett-Tasche gesteckt. Ich hatte eine Befürchtung, aber wir sprachen nicht, wir fuhren schweigend beziehungsweise leise lächelnd die viereinhalb Stunden bis zu meinen Eltern, ich kann kein Französisch und er kann kein Deutsch. Die Ehe scheiterte, weil ich einen Amerikaner kennenlernte, der mich mit Susan-Sontag-Zitaten beeindruckte. Aber als wir nach zehnstündigem Flug von New York bei meinen Eltern ankamen, hatte ich mich innerlich längst verpfropft gegen sein intellektuelles Gerede. Er schenkte mir Bücher, mühevoll Bücher, ich sah das schon am Einband, ich legte sie in der Küche auf die Dunstabzugshaube, wo ich sicher sein konnte, sie zu vergessen, mein Koffer war schwer genug. Die Ehe scheiterte hauptsächlich am Gewicht seiner Gedanken.

Ich erinnere mich gut an den Herbsttag vor zehn Jahren, er war angefüllt mit Unsicherheiten. Ich war im Zweifel, ob ich dem Schweizer, dessen Beruf nichts mit Geldmachen zu tun hatte, oder dem Briten, der im Grunde schon zu alt für ein Leben in den Medien war, den Vorzug geben sollte. Ich wanderte den Krankenhausflur hinauf und hinunter und tendierte mal zur Schweiz, mal zu London. Hinauf – Schweiz, denn so sehr jung war ich nicht mehr, er schon. Hinunter – London, eine interessante Stadt, vor allem mit Kreditkarte. Ich kam zu keinem Ergebnis, ich verschob die Entscheidung und setzte mich neben den Kaffeeautomaten. Über die Auswahlknöpfe war ein Pflasterstreifen geklebt.

Die Operation war lang, aber erfolgreich, die folgenden Tage waren kritisch, aber zum Nikolaustag war das Ärgste überstanden. Mein Vater war blaß, die Hand war blau und

rot. Er wurde in die Reha verlegt und mußte üben. Ich besuchte ihn jeden zweiten Tag, im Wechsel mit meiner Mutter. An Heiligabend wurde er vorerst entlassen, ich holte ihn ab, Mutter war zu Hause geblieben, das Handfestessen vorbereiten. Meine Mutter kocht sehr gut, aber auch sehr speziell. Sie ist Einviertelkreolin, man sieht ihr die Herkunft nicht an, nicht sofort, aber wenn man etwas von ihr Gekochtes auf dem Teller liegen hat und dann vom Teller aufschaut und sie an, weil man vom bloßen Ansehen nicht bestimmen kann, was das auf dem Teller wohl sein mag und einen Hinweis der Köchin wünscht, dann schaut meine Mutter zurück mit einem Blick, der ebenfalls unbestimmbar ist, und ich habe schon oft beobachtet, wie die Männer, die mich begleiteten, gerührt wurden vom Blick meiner Mutter. Ich vermute, sie glaubten sich von einer Weihnachtsstimmung ergriffen, dabei war es die gemeinsame Fremdheit, die sie rührte. Sie, die Fremden, schauten in die Augen einer Fremden und konnten sie nicht erkennen, oder nur sehr tief im Innern, also unbewußt, und fühlten sich im Fremdsein verbunden. Abgesehen davon ist meine Mutter eine sehr schöne Frau und um so schöner, weil man nicht sagen kann, worin ihre Schönheit besteht. Sie ist schön wie Land, wie eine Schlaufe in der Küstenstraße, wie eine unerwartete Aussicht, wie Licht, das in Flecken auf einem Waldboden liegt, sie ist so wie die Gegend, in der man einmal glücklich war, ohne es in jenem Moment bemerkt zu haben. Die Männer, die mich begleiteten, wußten nie, warum es Weihnachten bei uns so schön ist, ich habe es nie erklärt, sie hätten selber drauf kommen müssen. So, wie mein Vater drauf gekommen ist, als er meine Mutter sah, eine alles in allem romantische Angelegenheit und deshalb

unsagbar. Romantik ist nicht vermittelbar, sie wird augenblicklich zu Kitsch, verklärt und verkapselt sich mit jedem Wort, das man über sie verliert.

Mein Vater war recht wacklig, es dauerte, bis ich ihn im Auto hatte. Er war dick eingepackt, er trug einen Mundschutz und die Mütze, von der er sich einfach nicht trennen kann. Als ich anfuhr, hob er den Arm und winkte mit der neuen Hand dem Klinikgebäude zum Abschied, das heißt, er bewegte den Unterarm im Ellbogengelenk ein wenig hin und her, was mich an die Geste eines Monarchen erinnerte. Die rechte Hand war die neue, und sie war mir unheimlich. Sie schien ihm etwas zu groß zu sein, vielleicht nur, weil sie jetzt da war, wo vorher nichts war. Er hatte sie in die linke gebettet und beide in seinen Schoß gelegt, ich sah im Augenwinkel, wie die Finger der linken über den Handrücken, die Behaarung der rechten strichen, und es kam mir vor, als hätte ich niemals etwas Obszöneres gesehen. Die Hand am Arm meines Vaters war tot gewesen oder besser: Sie hatte einem Toten gehört, der noch nicht zu tot gewesen war – das alte Transplantationsproblem, kein echtes Paradoxon, wenn man bereit ist, Grenzen zu ziehen oder rückzuschließen, zum Beispiel vom Tod des Hirns auf den Tod des Menschen. Oder bereit ist, ordentlich zu verdrängen. Was einfacher ist bei Lunge oder Leber, bei Hornhaut oder Herz; leg ein paar freipräparierte Herzen auf einen Tisch und versuch herauszufinden, welches du schon einmal schlagen gehört hast.

Wir hatten ungefähr drei Stunden Fahrt vor uns, in unserem Ort wird nicht rehabilitiert, ich fuhr einmal raus, weil ich zur Toilette mußte, es ging nicht anders, ich ver-

abscheue Rasthotoiletten, aber Krankenhaustoiletten sind noch schlimmer. Als ich wieder ins Auto stieg, rückte mein Vater etwas von mir ab, ganz nebenbei, als ob er sich ein wenig gegen die Beifahrertür lehnen wollte, als ob das eine für einen Rekonvaleszenten bequemere Haltung wäre. Ich fühlte mich augenblicklich besiedelt, ich war ein Wirtstier für Milliarden von Keimen, es spielte keine Rolle, daß ich praktisch nichts in diesem Waschraum berührt hatte.

Ich kenne einen Kinderschmerz, der so geht: Man bohrt ein fingerdickes Loch in den Boden einer kleinen Pappschachtel. Dann legt man Watte hinein (besser noch Erde oder ein wenig Moos) und nimmt Wasserfarben und malt sich den Mittelfinger blau und blutig, steckt ihn durch das Loch und dreht sich um sich selbst, bis einem schlecht wird und man schön blaß ist im Gesicht. Dann rennt man, so gut es geht, zu seiner Mutter (wahlweise Großmutter) und schreit: »Guck mal, was ich gefunden habe!« Bei uns war dieser Scherz eine zeitlang groß in Mode, jeder hatte so ein präpariertes Schächtelchen in der Jackentasche, um zum Beispiel im Bus ein wenig zu schocken. Einer der Nachbarsjungen, einer von den Jüngeren, die in der Nachahmung immer übertreiben, hat eine ganze Woche auf den Stufen vor unserem Haus gesessen und seinen Finger gezeigt, ich glaube, er hat sogar mit der Schachtel an der Hand geschlafen, und nach ein paar Tagen sah der Finger tatsächlich sehr tot aus. Aber da hat sich schon kein Erwachsener mehr die Mühe gemacht, scheinbar zu erschrecken, nicht einmal mehr hingesehen haben sie. Wir Kinder haben jedoch immer wieder geschaut und uns von Mal zu Mal mehr gegruselt; als seine Mutter dann durch-